

solche Präferenz. Dennoch gibt es diese Präferenz auch heute noch; sie ist ein Überbleibsel aus der Vergangenheit.

Die erfolgreichen Radrennfahrer in Ihrer Studie sind quasi die schönen Pfauen in der Natur – können die Frauen damit auch erwarten, dass sie gute Väter abgeben?

Tschirren: Wenn man davon ausgeht, dass die Ausdauer wichtig war, um an Nahrung zu kommen, ist das natürlich ein sehr wichtiger Beitrag zur Familie.

Die Überbleibsel aus der Evolutionsgeschichte mögen uns in unserer Wahrnehmung beeinflussen. Dennoch funktioniert die Partnerwahl bei uns Menschen sehr viel komplexer als bei den Tieren. Attraktivität hängt bei uns auch etwa von der Bildung oder vom Sozialstatus ab. Da hören die Vergleiche mit der Tierwelt wohl auf?

Tschirren: Der Sozialstatus spielt in der Tierwelt durchaus eine Rolle. Die australischen Laubenvögel bauen aus Zweigen und Gräsern kunstvolle Lauben, die sie dekorieren. Interessanterweise ist die Farbe Blau in der Natur sehr selten. Die Laubenvogelmännchen machen sich nun aber auf, diese raren blauen Dinge zu suchen, mit denen sie ihre Lauben schmücken. Sie werben also nicht mit einem attraktiven Aussehen um die Gunst der Weibchen, sondern indem sie eine besonders schöne Laube bauen. Man spricht in diesem Zusammenhang von einem erweiterten Phänotyp, von einem ausgelagerten Merkmal.

Wo sehen Sie da Parallelen zur Menschenwelt?

Tschirren: Unsere Statussymbole sind eigentlich nichts anderes. Auch ein grosses Auto kann man als erweiterten Phänotyp verstehen. Es steht für reiche Ressourcen, die auch wichtig sind. Natürlich spielt aber die Kultur beim Menschen eine riesige Rolle.

Wie hat die evolutionbiologische Forschung Ihren Blick auf das Schöne verändert?

Tschirren: Für uns sind viele Dinge selbstverständlich. Sie in Frage zu stellen, finde ich sehr anregend. Ich möchte nicht einfach akzeptieren, dass ich etwas schön finde. Ich möchte auch danach fragen, weshalb das so ist.

«Für das Falsche geliebt»

Harmonie und Symmetrie sind nur bis zu einem gewissen Grad attraktiv, sagt Johannes Binotto. Es sind vor allem die Abweichungen vom Ideal, die Schönheit ausmachen. Mit dem Kulturwissenschaftler sprach Thomas Müller.

Herr Binotto, im Oktober wird die Miss Schweiz gewählt. Welche der 18 Kandidatinnen ist die schönste?

Johannes Binotto: Die schönste? Das kommt bekanntlich darauf an, wen man fragt. Es ist ein Gemeinplatz, dass Vorstellungen von Schönheit sehr divers sind, und Attraktivität ist per Definition subjektiv. In Miss- oder Mister-Wahlen die Schönste oder den Schönsten zu küren, ist demnach ein unmögliches Unterfangen. Gewählt wird, wer sich als mehrheitsfähig erweist und am wenigsten polarisiert, und damit wird das ganze Unterfangen zwangsläufig langweilig.

Wird also keine echte Schönheit das Rennen machen?

Binotto: Echte Schönheit – was für eine unglückliche Kombination! Kann etwa nur Echtheit schön sein? Klar, die direkte Verknüpfung hat tiefe Wurzeln. Das Schöne, Wahre und Gute ist durch die ganze Geschichte hindurch ein Ideal. Dazu gesellt sich seit einigen Jahren eine Tendenz zu rigideren Schönheitsnormen. Doch das Echtheits-Credo ist naiv. Es meint, dass Schönheit etwas Fixierbares sei – nötigenfalls mit einer Operation. Doch das Gegenteil trifft zu: Schönheit ist stets Inszenierung, Fiktion und Maskerade. Sie ist nicht «echt», sondern ereignet sich erst in der Vermittlung. Es braucht ein Medium, das sie sichtbar macht, und – wie die Medienwissenschaft zeigt – verdeckt jedes Medium dabei mindestens so viel, wie es zeigt. Statt operieren könnte man sich also genauso gut schminken, verkleiden oder etwas in den BH stopfen, was gesünder und auch variantenreicher wäre.

Was soll denn schön an einer Verkleidung sein, am vermeintlich fülligen Busen, der sich als Illusion entpuppt?

Binotto: Wieso soll Schönheit unverändert bestehen bleiben, wenn sich jemand komplett auszieht? Das ist absurd, denn ein Mensch ist ohne

seine Kleider ja ohnehin ein anderer geworden. Noch in den Achtzigerjahren scheint Echtheit kein Imperativ zu sein, entsprechend rege wurden die Möglichkeiten der Maskerade genutzt. Denken wir etwa an die britische New-Wave-Band Human League mit zwei Frauen und einem Mann, der sehr feminisiert auftrat – aber damit nur spielte. Es ging ihm nicht darum, sich eindeutig als homosexuell definieren zu wollen, die Frage «Bist du echt?» spielte keine Rolle. Oder Robert Smith von The Cure, der viel Lidschatten, Lippenstift und Make-up auflegte und als Antwort auf die Frage, wer er sei, eine wunderbare Auswahl sendung gab: Ich bin vieles. Ich nehme



Zur Person:

Der Kulturwissenschaftler Johannes Binotto (36) ist Assistent am Englischen Seminar der Universität Zürich und arbeitet an seiner Habilitation. Er promovierte mit einer Studie zum Unheimlichen, die 2013 unter dem Titel «Tat/Ort: Das Unheimliche und sein Raum in der Kultur» bei Diaphanes erschienen ist. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Schnittstellen zwischen Psychoanalyse, Film und Literatur. Neben seiner Tätigkeit als freier Autor leitet Binotto an der Psychiatrischen Universitätsklinik regelmässig Weiterbildungskurse zum Thema Film und Psychoanalyse.

Kontakt: Johannes Binotto, j.binotto@es.uzh.ch



Agnes Martin: **Happy Holiday**, 1999

Ihr ganzes und sehr langes Leben lang hat Agnes Martin nichts als Linien gezeichnet. Mit Bleistift, mit Buntstift, horizontal, vertikal, aber immer von Hand. Ihre mit Raster und Linien überzogenen Quadrate, unterlegt mit zartem Grau oder nebligen Pastelltönen, stellen nichts dar. Aber die haptische Zärtlichkeit ihrer Werke löst schwärmerische Gefühle aus. Kein Wunder, will doch Agnes Martin mit ihrer kontemplativen Konzentration und Reduktion nichts anderes versuchen, als Schönheit mit Wahrheit gleichzusetzen. *Fanni Fetzner*



Luigi Ghirri: **Tellaro, Italy, 1980**

In der Fotografie gelten angeschriebene Bilder als schlechter Stil, also beispielsweise ein Bild des Bahnhofs mit Schriftzug «Olten» für eine Reportage über Olten. Diese Fotografie von Luigi Ghirri ist aber dermassen übertrieben angeschrieben, dass sie nicht nur etwas Absurdes erhält, sondern die Weite des Meeres mit einer Art visuellem Geschmacksverstärker noch steigert. Banale Fotografien vom Meer haben wir alle schon gemacht, aber so schön sehnsüchtige wohl kaum. *Fanni Fetzer*

als Mensch verschiedene Rollen ein und inszeniere sie unterschiedlich.

Die Werbung und die Unterhaltungsindustrie retouchieren heute, was das Zeug hält, und hübschen am Computer sorgsam jedes Bild auf. Es sieht doch kein Star so aus, wie er dargestellt wird.

Binotto: Da liegt ein verblüffender Widerspruch. Die Werbung bewirtschaftet ein Bedürfnis nach Echtheit. Sie vermittelt uns, Schönheit sei etwas Eindeutiges. Ebenso eindeutig ist dann, welche Produkte man dafür braucht. Die Werbung weiss selber aber nur zu gut, dass es sich um reine Fantasie handelt. Sie ist sich der Künstlichkeit bewusst, wenn sie mit hochartifizialen Verfahren die entsprechenden Bilder produziert. Die Konsumentinnen und Konsumenten hingegen wollen dieses Ideal dann tatsächlich verwirklichen. Man kann es kaum begreifen, und trotzdem ist es offenbar eine Tatsache, dass es junge Frauen und zunehmend auch junge Männer gibt, die so auszusehen versuchen wie das Model auf einem Bild – obwohl sie eigentlich wissen, dass es sich nur um ein Bild handelt und das Model im wirklichen Leben anders aussieht.

Und was ist bei der Maskerade anders?

Binotto: Statt den Anspruch zu haben, den Menschen zu zeigen, wie er angeblich ist, zeigt man nur Facetten, Fantasien, die man von sich hat. Doch hat die Maskerade dabei durchaus auch reale Effekte, auf einen selbst wie auf andere. Auf faszinierende Weise zeigen das Literaten wie F. Scott Fitzgerald oder Patricia Highsmith, die in ihren Texten eigentliche Kleiderfetischisten sind. Tom Ripley verändert sich bei Highsmith, wenn er andere Kleider anzieht. Seine Haltung wandelt sich, er fühlt sich anders, seine Wirkung ist nicht mehr dieselbe wie vorher. Ich finde es darum auch überhaupt keine Errungenschaft, wenn man überall gleich bekleidet hingehen kann, stets in T-Shirt und Jeans. Man ist ja ohnehin kein eindeutiges, homogenes Subjekt, sondern eine multiple Persönlichkeit. Die verschiedenen Seiten stehen zuweilen in Widerspruch zueinander, aber alle gehören dazu. Bin ich zuhause im Schlabberpulli echter als hier in diesem schönen Hemd? Zu mir passt beides, und eine Erschei-

nung ist so echt oder unecht wie die andere. Dieselbe Offenheit braucht es auch bei der Schönheit – sie ist hochfragil, immer in Mutation begriffen.

Sie haben sich verschiedentlich mit Abweichungen von der Ideallnorm befasst, so zum Beispiel mit den historischen Freakshows, dem Mann mit den drei Beinen, der Frau mit Bart oder siamesischen Zwillingen, die auf der Bühne auftraten. Was lehren sie uns über Schönheit?

Binotto: Bei aller notwendigen Abscheu für die Praxis des öffentlichen Zurschaustellens von ungewöhnlichen Menschen ist das Phänomen der historischen Freakshows zugleich höchst faszinierend. Freaks wurden dabei nicht nur als absto-

WAS SCHÖN IST ...

Die Mouche

Die Damen im 17. und 18. Jahrhundert schmückten sich mit einer Mouche. Und auch im 20. Jahrhundert betonten Marilyn Monroe, Brigitte Bardot und Cindy Crawford den Schönheitsfleck als erotisches Detail.

send, sondern oft auch als erotisch und begehrenswert inszeniert und empfunden. Viele von ihnen pflegten ein intensives Liebesleben und lebten mitunter weitaus selbstbestimmter als in der Zeit unmittelbar nach dem Verbot von Freakshows, als man sie als Behinderte in Heime und Anstalten abschoß. Und warum sollte man sie nicht schön finden? Tatsächlich ist mir die Schönheit von zunächst ganz ungewöhnlichen Körpern absolut einsichtig. Und sind umgekehrt Supermodels mit ihren aussergewöhnlichen Körpern nicht ebenfalls Freaks, die von der Norm abweichen?

Der Freak als Schönheitsideal?

Binotto: Ist das nicht sogar die Norm? Um mit Jacques Lacan zu sprechen: Man wird sowieso immer für das Falsche geliebt. Fragt man sich, was man am eigenen Partner attraktiv findet, so stösst man oft darauf, dass es wohl genau die Abweichungen von der Norm sind. Dieses Muster hat eine lange Tradition. Denken wir an die Mouche, den Schönheitsfleck, wie ihn im 17. und 18. Jahr-

hundert die Damen getragen haben und der noch im 20. Jahrhundert etwa bei Marilyn Monroe, Brigitte Bardot, Cindy Crawford oder Madonna als besonders erotisches Detail betont wurde. Wie treffend doch der Begriff «Schönheitsfleck» ist: Es ist genau der Fleck, der Makel, das freakische Element, das besonders attraktiv sein kann. Das heisst auch: Was nur perfekt ist, ist langweilig. Fehlt das Kontrastmittel, lässt sich das Herausragende gar nicht mehr erkennen. Dasselbe zeigt sich bei der Symmetrie. Spiegelt man Fotos einer Gesichtshälfte, um das zu erreichen, was angeblich als schön empfunden wird – ein symmetrisches Gesicht –, so kippt es ins Gegenteil. Das Bild wirkt eigentümlich, überhaupt nicht attraktiv. Harmonie und Symmetrie sind nur bis zu einem gewissen Grad attraktiv. Ohne Störung gibt es keine Schönheit.

Derzeit wollen ja alle echt sein und irgendwie auch individuell. Wo führt das hin?

Binotto: Ich würde mir wünschen, dass wir die Unterschiede wieder ausweiten. Der Schönheitsfleck muss nicht winzig sein, er könnte auch viel extremer sein. Es gibt interessante Beispiele. Conchita Wurst, die dieses Jahr den Eurovision Song Contest gewann, hat einem breiten

Publikum gezeigt, wie schön das Ungewöhnliche ist. Wenn man Conchita Wurst betrachtet, kommt man nicht darum herum, sich einzugestehen: Er/sie ist doch eigentlich sehr attraktiv.

Mit Conchita Wurst steht nun wieder eine Frau mit Bart auf der Bühne – wenn auch unter anderen Vorzeichen. War das zu erwarten?

Binotto: Es ist verblüffend, wie rasch sich das Publikum an den höchst aussergewöhnlichen Anblick gewöhnt hat. Das spricht dafür, dass die Geschmacksempfindungen in Sachen Schönheit sehr viel mehr goutieren als das, was man gewöhnlich serviert erhält. Mit jedem Schritt zur Normierung der Schönheit gibt es offenbar auch eine Gegenbewegung, die ihre Sehnsucht anders ausdrückt. Doch das findet meist in Nischen statt. Dass nun beispielsweise manche Hipster Bart tragen und mit einer etwas bärigen Physiognomie auftreten, ändert nichts an der grossen Tendenz zur Enthaa-

rung des – gerade auch männlichen – Körpers, die vor etwa zwanzig Jahren eingesetzt hat.